

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 28 (1934)
Heft: 5

Artikel: Nach Frankreich [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926940>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

plötzlich an den steilen Hängen hinunter, fassen ihre Beute oft in der Luft und sind wieder da, ehe man es sich versicht.

Nach viertelstündigem Aufenthalt suchten wir Griffe in den Felsen. Da die Führerlosen langsam stiegen, machten unsere Führer rücksichtslos Platz. Von da an hatten wir Schnee und leider auch Nebel und Kälte dazu. Der Weg führt jetzt immer näher dem Grate zu. Mächtig erheben sich die Felsblöcke zur Rechten. Es wird nun der Fuß des Schneefeldes erreicht, das hinauf zur Schulter führt. Mit Hilfe der in einigen Abständen eingeschlagenen Eisen ist sie mit gegenseitiger Sicherung zu ersteigen. Vorsicht ist hier geboten, wegen des glatten Eisens. Die Schulter ist ein kurzer, wagrechter Felsenvorsprung des Grates über den beiderseitigen Abgründen und gewährt einen interessanten Eindruck in den Charakter des Berges. Während dieser, vom Tal aus gesehen, den Eindruck eines einheitlichen kompakten Felskolosses von ewig unveränderlicher Festigkeit macht, nimmt er sich von hier oben ganz anders aus. Man blickt da über weite, mit Millionen von Felstrümmer bedeckte Halden hinab, die sich in zahlreichen Rinnen tief in den Berg einschneiden, während neben ihnen dünne Grate hervortreten. Dieses skelettartige Gerippe des Berges gibt uns ein Bild der Zerstörung und ewigen Verfalls. Man sieht ordentlich, wie sich das Wasser seine Wege da hinunter bahnt, Felsblock um Felsblock unterminiert und abbröckelt, sie nacheinander in die Tiefe reiszt. Wie man von hier aus die Nordwand sieht, ist es fast unglaublich, wie es den Brüdern Toni und Franz Schmid gelungen ist, da hinauf zu krameln. (Fortsetzung folgt.)

Nach Frankreich. (Fortsetzung.)

Auf einer französischen Ferme.

Um so viel Land zu bearbeiten, braucht es Maschinen. Mit Hacke und Karft kann man da nicht weit. Man muß auch Maschinen haben, um die Menschen zu ersetzen. Leider ja, trotz der vielen Arbeitslosen. Landwirtschaftliche Arbeiter sind sehr schwer zu erhalten. Die jungen kräftigen Leute wandern in die Stadt, in Fabriken und Werkstätten. Da erhalten sie mehr Lohn und haben mehr Vergnügen. Sie brauchen aber auch mehr Geld, und am Ende des Jahres haben sie kaum mehr erspart als ein Knecht. Noch schlimmer ist es mit den Dienstmädchen. Es ist kaum möglich, dort eine tüchtige

Magd zu finden. Noch aus einem andern Grunde muß das Gut Maschinen haben. Der Boden ist zwar fruchtbar; aber er muß sehr gut bearbeitet werden, sonst wird er hart, zähe und gibt wenig Ertrag. Darum sind auf der Ferme viele Maschinen für die Bodenbearbeitung und nur etwa 4—5 ständige Arbeitskräfte. Die 6 Pferde könnten nicht allein fertig werden mit der Arbeit. Ein großer Traktor zieht den schweren Dreischarenpflug und die große Getreide-Mähdose.

Ungefähr 50 Stück Vieh sind im Sommer Tag und Nacht auf der Weide. Nur zum Melken werden die Kühe in den Stall genommen. Der Milchpreis ist noch niedriger als in der Schweiz. Letztes Jahr erhielt der Landwirt 60—80 Rappen für einen Liter. Das sind in unserem Gelde 12—16 Rappen. 100 französische Franken sind ungefähr 20 Schweizerfranken. Man muß also die französischen Preise durch fünf teilen; dann hat man den Preis in Schweizergeld. Andere Preise waren: Brot Fr. 1.65, Käse Fr. 12.—, Zucker Fr. 4.—, Rindfleisch 9—15 Fr., Kalbfleisch 11—16 Fr., Schweinefleisch 16 Fr. Seither mögen die Preise sich verändert haben. Einen guten Erlös erzielt man mit der Schweinezucht. Die Ferme kann die Schweine billig mästen, weil sie kein Futtermittel kaufen muß, sondern alles selbst produziert, Bohnen, Gerste, Kartoffeln. Sinken die Preise ganz tief, so läßt man die Schweine auf der Weide laufen. Ein großer Hof ist mit Federvieh bevölkert: Hühner, Enten, Gänse. Wie wenig erhält aber der Bauer für den Eiersegeln: lediglich ganze Fr. 4.50 ein Dutzd.

Eine wichtige Einnahmequelle sollte der Weizen sein. Die Regierung von Frankreich ordnete an, daß der Zentner Weizen zu 115 Fr. gekauft werden solle. Sie selbst aber gibt keine Beiträge und kauft auch den Weizen nicht. In der Schweiz kann der Bauer der Eidgenossenschaft den Weizen für 36 Fr. pro Zentner verkaufen. In Frankreich wird man froh sein, wenn man dafür 23 Schweizerfranken erhält. So sind die Preise für die landwirtschaftlichen Produkte in Frankreich noch viel niedriger als bei uns. Da muß man sich fragen, wie der französische Bauer gleichwohl noch leben kann. Er lebt halt sehr einfach und anspruchslos und streckt sich nach der Decke. Wenn die Preise sinken, so lebt er noch einfacher. Von der Regierung kann er nicht viel erwarten. Die ist in Paris, und Paris ist weit. Also muß er sich selber helfen. Er baut auch nicht so schöne und vornehme Häuser und nicht so teure Ställe wie wir in

der Schweiz. So ist dann das französische Bauerndorf nicht so schön und schmuck wie das Schweizerdorf. Aber die Leute fühlen sich offenbar auch wohl darin. Vielleicht wollten sie nicht einmal mit uns tauschen. (Forti. folgt.)

Ruhe und Ordnung im Staat.

In der Familie Streit sieht es nicht am besten aus. Der Vater erklärt, daß morgen die Heuernte beginnen soll. Das paßt aber dem Sohne Hans nicht. Er will zuerst die Kartoffeln fertig jätzen. Sein Bruder Fritz aber will die Obstbäume spritzen. Die Mutter aber will mit der großen Wäsche beginnen, während die Tochter Liseli einen Besuch verabredet hat. So geht jedes seine eigenen Wege. Jedes will tun, was ihm beliebt. Es gibt keine Zusammenarbeit, wohl aber Unfrieden, Streit, Zank. Böse Worte fliegen hin und her. Da, es kann sogar zu Täglichkeiten kommen. Sicher ist, daß Familie Streit dabei zu Grunde geht.

Nicht anders ist es in einem Staat. Er ist ja auch eine große Familie, die aus vielen kleinen Familien besteht. Im Staate muß Ruhe und Ordnung herrschen, sonst kann er nicht bestehen. Das wußten jene Männer, welche unser überstes Gesetz, die Bundesverfassung, aufzustellen und zu beraten hatten. Einer der vier Hauptzwecke des Bundes heißt: Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern. Der Bund hat also dafür zu sorgen, daß in der Eidgenossenschaft Ruhe und Ordnung herrscht. Jeder Bürger soll ungestört und unbehelligt arbeiten und leben können. Er soll aber auch den Behörden und Gesetzen gehorchen und sich nicht gegen sie auflehnen. Die Bürger dürfen sich nicht gegenseitig bekämpfen und verfolgen. Nicht mit Gewalt sollen die jetzigen Zustände geändert werden, sondern in aller Ruhe und mit dem Stimmzettel in der Hand. Es ist sehr schlimm, wenn die Bürger sich bewaffnen und einander mit Waffen in der Hand bekämpfen wollen. Ein großes Unglück ist es, wenn der Staat mit Kanonen und Maschinengewehren auf seine Bürger schießen läßt, um sie zum Gehorsam zu zwingen, wie in Österreich. Schrecklich ist der Krieg; abschrecklich ist der Bürgerkrieg.

Heute sind auch bei uns die Leute aufgeregt. Schlechte Zeiten und keine Besserung in Aussicht! Man wirft die Schuld auf die Behörden. Eine Partei beschuldigt die andere. Böse Worte fliegen hin und her. Wie leicht kommt es da zu Täglich-

keiten! Das wollen die Bundesbehörden verhüten durch das neue Bundesgesetz über den Schutz der öffentlichen Ordnung. Am 11. März soll darüber abgestimmt werden. Wir haben gesehen, welche Wunden Gewalt und Krieg zwischen den Völkern schlägt. Wir haben gesehen, wie Uneinigkeit der Bürger zum Bürgerkrieg führt. Nicht mit Gewalt und Aufruhr können wir die schwierigen Zeiten überwinden, sondern nur mit ruhiger, friedlicher Zusammenarbeit. Darum nehmen wir das Gesetz an, das alle Gewalttätigkeiten verbietet.

Wie die Helvetier auswanderten.

Unsere Vorfäder, die Helvetier, waren ein Volk von Heiden. Sie glaubten an die Sonne, an den Mond, an das Feuer, an die Mutter Erde. Das alles waren ihre Götter. Zu ihnen beteten sie; auf sie hofften sie. Aber sie hatten auch beständig Furcht vor ihrem Zorn. Daher opferten sie, um die Gunst der Götter zu gewinnen oder sie zu versöhnen. Rosse, Kinder und andere Haustiere, ja sogar Menschen wurden zum Opfer gebracht. Diese Opfer und sonstigen Gottesdienste hielten sie auf Anhöhen oder in Eichenwäldchen (Hainen) ab. Ihre Priester hießen Druiden. Sie waren zugleich Aerzte, Richter, Prediger und Lehrer.

Helvetien war in vier Gaue eingeteilt. Schon damals gab es unter den helvetischen Völkern adelige, reiche Herren, freie, unabhängige Bauern und viele unfreie, verklavte Leute. Einzelne mächtige Herren hatten sehr großen Landbesitz. Auf diesen mußten hunderte, ja tausende von Unfreien arbeiten. Die Adeligen waren auch die Anführer im Krieg und hatten im Frieden die höchsten Aemter inne. Aber es gab auch große Versammlungen aller Freien, an denen man bewaffnet erschien. Einen König oder Alleinherrschern duldeten die Helvetier nicht. Wer danach strebte, war mit dem Feuertod bedroht.

Eine Versammlung.

Es war im Jahre 60 vor Christus Geburt. In einem Eichenhain standen viele Helvetier, wohl tausend Männer. Sie waren bewaffnet mit Schwert, Spieß und Schild. Unter einem mächtigen Eichbaum standen mehrere alte Männer mit langen Bärten. Das waren die Häuptlinge.

Einer derselben rief mit lauter Stimme: Männer von Helvetien! Viele von euch möchten das Vaterland verlassen und auswandern in